

(Bourdieu 1997: 17) In ähnlicher Weise gilt dies für das Versprechen der Bildung, das in Frankreich eng an die Ziele der Französischen Revolution geknüpft ist: Bildung gilt nicht länger als einer jener Begriffe, welche das machtvolle Streben nach Freiheit, Gleichheit und Solidarität symbolisieren; sie verweist stattdessen auf Verteilungs- und Positionierungskämpfe und eine zunehmende gesellschaftliche Spaltung.

Scholarship Boys diskutieren den Kanon

Erfahrungen, wie sie Bourdieu in seiner Abschiedsvorlesung beschrieb, machten auch die »Gründerväter« der *Cultural Studies*. Schon in einem der frühen, stilprägenden Texte wendet sich Raymond Williams der eigenen Bildungsbiografie zu, porträtiert mit wenigen Strichen seinen Vater wie auch seinen Großvater und schildert dann, was ihn am meisten aufbringt, als er – der Arbeiterjunge aus Wales – in Cambridge sein Studium aufnimmt. Es ist nicht die Welt der Gelehrsamkeit und der traditionsreichen Colleges; es ist die Arroganz jener, die sich mit Bildungstiteln schmücken und auf andere mit Geringschätzung herabblicken. Und so spielt eine der Anekdoten, mit denen Williams seinen Text aus dem Jahr 1958 schmückt, eben nicht in einem Hörsaal oder einer Bibliothek, sondern in einem »Teashop«. Hier trifft er auf »a special kind of people, cultivated people«: Obwohl diese nicht besonders gebildet sind, durchaus keine intellektuellen Lichtgestalten oder brillanten Künstler, inszenieren sie ihre Überlegenheit in einer für ihn nur schwer erträglichen Weise: »They were not, the great majority of them, particularly learned: they practised few arts; but they had it, and they showed you they had it.« (Williams 1989: 76) Ähnliche Begebenheiten schildern auch Richard Hoggart und Stuart Hall. Auch sie ma-

chen Erfahrungen der Beschämung, werden immer wieder mit Herablassung und Überheblichkeit konfrontiert. »Wir kamen«, schreibt Hall, der in Oxford studierte, rückblickend, »aus einer Tradition, die völlig marginal in Hinblick auf die Zentren des englischen akademischen Lebens war und unser Engagement in Fragen des kulturellen Wandels [...] wurde zuerst von der schmutzigen Welt da draußen bestimmt« (zit. nach Lindner 2000: 10 f.).

Williams' Text, dessen Titel »Culture is ordinary« längst zu einer Art Erkennungszeichen der *Cultural Studies* geworden ist, lässt aber auch schon früh erkennen, dass diese schmerzhaften Begegnungen durchaus nicht dazu führen, dass sich die Scholarship Boys von den Bildungseinrichtungen abwenden und die Welt der »Hochkultur« kampflos jenen überlassen, die darauf qua Geburt ein Vorrecht zu genießen scheinen. Williams stammt aus der Arbeiterklasse, ist aber gleichwohl sehr wissbegierig und überaus neugierig: »Learning was ordinary« hält er mit Blick auf seine Kindheit lakonisch fest (Williams 1989: 76). Er zählt also nicht zu jenen, die heute (in diffamierender Absicht) gerne »bildungsfern« genannt werden, und er reagiert auf die herabsetzenden Gesten mancher Angehöriger der Upper Class eben nicht mit dem Ressentiment des Übervorteilten. Williams plädiert mithin auch nicht für die Abschaffung des Kanons, sondern kritisiert, dass er unvollständig sei: Das Curriculum der Universitäten repräsentiere die Erfahrungswelten der unterschiedlichen sozialen Klassen nur höchst selektiv: »The defect is not what is in, but what is out.« (Ebd.: 88)

Die Vertreter der *Cultural Studies* sprechen sich folglich nicht für eine Nivellierung aller Standards aus; sie kritisieren vielmehr, dass in den universitären Lehrplänen eben keine allgemeinen Interessen zum Ausdruck kommen, sondern nur partikuläre. Es sind zumeist die kulturellen Vorlieben und ästhetischen Interessen der Oberklasse, die hier zum Gegenstand gemacht werden –

und dies stets mit dem Anspruch, dass sie allgemeingültige, gleichsam »ewige« Fragen behandeln. Dies gilt selbst für Jamaica, wo Stuart Hall eine klassische Erziehung genoss: Er legte eine englische Gymnasialprüfung ab, machte also seinen »A-Level«, lernte Latein, studierte englische Kolonialgeschichte, las T.S. Eliot und James Joyce. Sozial-, Wirtschafts- oder Literaturgeschichte der Karibik wurde nicht gelehrt: »Das Curriculum war nicht lokalisiert« (Hall 2000: 11). Und eben dafür setzen sich Hoggart, Williams und Hall von Beginn an ein: Es geht darum, Kultur radikal zu lokalisieren und zu kontextualisieren; es geht darum, von ihr im Plural zu sprechen und die Unterscheidung von »high« und »low« endlich zu überwinden. Wenn man unterstellt, dass alle sozialen Gruppen – ganz unabhängig von ihrem Rang und Status – ihre eigenen Formen der Selbstverständigung entwickeln, dann haben sie gleichermaßen Anspruch darauf, in den Bildungseinrichtungen einer Gesellschaft repräsentiert zu werden. Somit wirbt Williams in seiner frühen Programmschrift nicht nur dafür, das Curriculum grundlegend zu überarbeiten und »a true twentieth-century syllabus« zu entwickeln (Williams 1989: 88), sondern auch kulturelle Praktiken auf neue Weise in den Blick zu nehmen: Kultur ist kein Vorrecht privilegierter Kreise und kein Synonym für die Umgangsformen der Bildungselite. Kultur sollte stattdessen als Oberbegriff für das breite Spektrum von Formen verwendet werden, in denen soziale Gruppen sich verständigen und differente Lebensstile ausbilden: »A culture is a whole way of life« (ebd.: 79) und daher eben nicht an ökonomisches oder kulturelles Kapital geknüpft.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass auch das Verhältnis der ersten Generation der *Cultural Studies* zu Bildungseinrichtungen hochgradig ambivalent ist. Anders als Bourdieu, der sich schon früh in elitären Einrichtungen wiederfindet und, allen Fremdheitserfahrungen zum Trotz, hier schnell Kar-

riere macht (vgl. Schultheis 2007), bewegen sie sich recht lange auf der Grenze zwischen wissenschaftlichen Einrichtungen und solchen der Erwachsenenbildung. Alle Protagonisten, die in der Anfangszeit das Profil der *Cultural Studies* prägten, waren hier tätig und engagierten sich bisweilen auch in der Arbeiterbildung, der »Workers Education Association« (WEA). Das Projekt der *Cultural Studies* ist daher auf eigentümliche Weise »verschmutzt«: Es ist angesiedelt im Grenzbereich von kritischer Wissenschaft, sozialen Bewegungen und politischem Aktivismus. Deutlich wird dies auch daran, dass die »Gründungstexte« eben keine wissenschaftlichen Grundlagenbeiträge sind, sondern Arbeiten, die zumeist im Kontext der Erwachsenenbildung entstanden. Dazu zählt Hoggarts *The Uses of Literacy* wie auch Williams' Buch *Culture and Society 1780–1950* (vgl. Grossberg 1997: 374–390). Gemeinsam ist diesen Arbeiten, dass sie daran interessiert sind, nicht allein die Alltagskultur aufzuwerten und den Zeugnissen der Arbeiterkultur die gleiche Aufmerksamkeit zu schenken wie etwa den Experimenten der ästhetischen Avantgarde oder den schriftstellerischen Selbstverständigungen der britischen Oberklasse. Sie bemühen sich auch um eine radikale Demokratisierung von Bildung und insbesondere darum, die Handlungsmächtigkeit derer zu erhöhen, die aus weniger privilegierten Kreisen stammen. Die Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit sollten daher insbesondere jenen zugutekommen, die nur mit geringem kulturellen und ökonomischen Kapital ausgestattet waren; und sie sollten rückgekoppelt werden an die Erfahrungen derer, denen der Zugang zu den prestigeträchtigen Einrichtungen des britischen Bildungswesens verwehrt blieb: »Von Anfang an erhoben die *Cultural Studies* einen sozialen Bildungsanspruch. Sie wollten wissenschaftliche Erkenntnisse weit über den Kreis eingeschworener Expertenrunden und »peer groups« hinaus verfügbar machen« (Marchart 2008: 28).

Stuart Hall poliert das Theoriebesteck

Bei der Ausarbeitung der theoretischen Grundlagen kommt Stuart Hall ein besonderes Verdienst zu. Aufgewachsen in einer relativ hellhäutigen Familie der unteren Mittelschicht in Kingston, wurde er als das dunkelhäutigste Kind schon früh mit den unterschiedlichsten Spielarten von Rassismus und Kolonialismus konfrontiert. 1951 verlässt er seine Heimat, geht in das Mutterland des Commonwealth und beginnt sein Studium in Oxford – für ihn zu jener Zeit »der Gipfel des Englischen« (Hall 2000: 8). Schon bald engagiert er sich politisch und trifft auf andere Mitstreiter, die ebenfalls an der Weiterentwicklung eines unorthodoxen Marxismus interessiert sind. Ende der 1950er Jahre wechselt er nach London, unterrichtet als Ersatzlehrer an Hauptschulen und wird zum ersten Redakteur der neu gegründeten Zeitschrift *Universities and Left Review*. Nachdem er anfangs auch noch an dem Nachfolgeprojekt, der *New Left Review*, beteiligt war, verwendet er in der Folge mehr Zeit auf wissenschaftliche Studien und arbeitet unter anderem am British Film Institute. Obwohl er seine Dissertation nie abschloss, wurde er von Hoggart dazu eingeladen, mit ihm gemeinsam das Centre for Contemporary Cultural Studies aufzubauen. In dieser Zeit legt Hall eine ganze Reihe sehr einflussreicher Aufsätze vor, die für das Selbstverständnis der *Cultural Studies* prägend werden sollten.

Charakteristisch für diese Beiträge ist der Versuch, im Rückgriff auf marxistische Theoreme die englische Klassengesellschaft zu analysieren – und dies, ohne deterministisch oder reduktionistisch zu argumentieren. Es galt also, »in Hörweite des Marxismus zu arbeiten« und sich mit Sprache und Kultur, mit Ideologie und dem Symbolischen genau jenen Phänomenen zuzuwenden, »über die Marx nicht sprach oder die er nicht zu

verstehen schien« (Hall 2000: 38). Hall und seine Mitstreiter waren also daran interessiert, dem verführerischen Modell von Basis und Überbau zu widerstehen – und dies auch deshalb, weil sich nur so vermeiden ließ, in der Folge den Angehörigen bestimmter sozialer Gruppen ein »falsches Bewusstsein« attestieren (und für sich die Rolle des aufgeklärten Kritikers reklamieren) zu müssen. Die Macht der Strukturen – ökonomischer, kultureller wie politischer Art – sollte also durchaus nicht bestritten, aber eben deren Überbetonung vermieden werden. **Strukturen betrachtete Hall nicht länger als eine determinierende Größe, als eine Entität *sui generis*, sondern als einen Raum von Erfahrungen.** Strukturen – etwa solche der Verwandtschaft oder der Geschlechter – stellen mithin keine abstrakte Größe dar; sie stiften Identitäten und werden von den gesellschaftlichen Akteuren gelebt. Sie werden daher nicht einfach blind und machtlos reproduziert, sondern stets individuell angeeignet.

Dass damit kein plumper Voluntarismus gemeint ist, erläutert Hall auf eindrückliche Weise in einem Interview. Er rekonstruiert hier seinen eigenen Werdegang und interpretiert einen Konflikt zwischen seiner Schwester und ihren Eltern, die ihr die Einwilligung in eine Liebesbeziehung verweigern, im Rückgriff auf die Kolonialsituation: Die komplizierte Beziehung von Hautfarbe und sozialer Klasse setzte hier augenscheinlich eine zerstörerische Kraft frei, an der seine Schwester letztlich zerbrach. Im Rückblick auf diese traumatische Erfahrung – der Freund der Tochter ist den Eltern zu »dunkel« – hält er fest:

»Ich sah, wie alle diese abwegigen Erwartungen und Identifikationen, die meine Eltern auf uns, auf ihre Kinder, projizierten, meine Schwester zerstörten. Sie war das Opfer, auf ihr lasteten die widersprüchlichen Ambitionen meiner Eltern in dieser kolonialen Situation. Seitdem kann ich nicht mehr verstehen, warum Leute denken, diese strukturellen Fragen

seien nicht mit der Psyche verknüpft, mit Emotionen und Identifikationen. Denn für mich sind Strukturen Dinge, die man lebt. Ich meine nicht nur, dass sie persönlich sind, das auch, aber sie sind auch institutionalisiert, sie haben wirklich strukturelle Eigenschaften, die dich zerbrechen, die dich zerstören.« (Hall 2000: 13)

Hall bricht also durchaus nicht mit Marx' »kategorischem Imperativ«, dass es gelte, »alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist« (Marx 1971: 216), aber er ist daran interessiert, die Analyse der Klassengesellschaft und ihrer machtvollen Strukturen mit mehr Komplexität anzureichern. Zu diesem Zweck setzt er sich mit Vertretern eines unorthodoxen Marxismus und der Psychoanalyse auseinander, befasst sich mit dem Strukturalismus wie dem Poststrukturalismus und erkennt auch schon früh die Bedeutung des Feminismus. Die größte Wirkung geht freilich von der Entdeckung Antonio Gramscis aus: Die Arbeiten des italienischen Marxisten, die zu einem großen Teil während dessen Haft in faschistischen Gefängnissen entstanden, erlauben Hall die Weiterentwicklung der eigenen theoretisch-praktischen Arbeit. Gramsci, dem er attestiert, einen »unerbittlichen Angriff auf jede Spur von Ökonomismus und Reduktionismus im klassischen Marxismus« zu führen (Hall 2012b: 63), entwickelte ein begriffliches Instrumentarium, das es erlaubt, dort widerstreitende Kräfte zu sehen, wo die orthodoxen Vertreter des Marxismus nur Ableitungsverhältnisse zu erkennen vermochten. An die Stelle geschichtsphilosophisch abgesicherter Prognosen tritt nun die skrupulöse Analyse von Kräfteverhältnissen, in denen Akteure mit widerstreitenden Interessen aufeinandertreffen (vgl. Gramsci 1997).

Gramsci löst sich folglich von dem großformatigen Blick auf historische Entwicklungsverläufe und wendet sich stattdessen

der einzelnen Situation zu. Hier sind, so sein methodisches Credo, die Kämpfe zu studieren, die täglich ausgetragen werden. Ohne die objektiven Verhältnisse – die Verteilung des Kapitals, die Entwicklung der Produktivkräfte etc. – zu vernachlässigen, gelte es, diese nicht länger als determinierende Parameter zu begreifen, sondern lediglich als strukturierende Kräfte, welche die Arena organisieren, innerhalb deren die Konflikte ausgetragen werden. Sie stecken das Feld ab, so Hall in einer Paraphrase Gramscis, »auf dem die historischen Kräfte sich bewegen – sie definieren den Horizont der Möglichkeiten. Aber sie können weder in letzter noch in erster Instanz den Inhalt der politischen und ökonomischen Kämpfe vollständig definieren« (Hall 2012b: 69). Rückblickend hält er fest: »Von einem bestimmten Moment an waren die Fragen, denen ich mich zuwenden wollte, für mich nur noch über einen Umweg über Gramsci zugänglich.« (Hall 2000a: 40) Und das nicht in erster Linie deshalb, weil dieser schon die Antworten bereithielt, sondern weil er es ermöglichte, das notwendige Theoriebesteck zu fertigen und damit die marxistische Analyse entscheidend weiterzuentwickeln.

Die intensive Auseinandersetzung mit den Arbeiten Gramscis, die nicht von Hall allein betrieben wurde, war für die Entwicklung der *Cultural Studies* nicht zuletzt deshalb bedeutsam, weil in der Folge die Akteure neu in den Blick gerieten: Die Teilnehmer der gesellschaftlichen Kämpfe wurden nicht länger als Spielbälle überindividueller, abstrakter Kräfte betrachtet, sondern ließen in ihren Handlungen eine bemerkenswerte Eigensinnigkeit erkennen. Und dies, ohne dabei als klar konturierte Subjekte aufzutreten. Hall folgt Gramsci auch hier, indem er die Vorstellung eines »vorgegebenen, einheitlichen, ideologischen Subjekts« zurückweist – etwa die »Idee eines Proletariats mit wahren revolutionären Ideen oder eines Schwarzen mit garantiert anti-rassistischem Bewußtsein« (Hall 2012b: 82).

Die Eigensinnigkeit der Akteure verdankt sich daher keiner Renaissance eines starken Subjekts; sie verweist vielmehr darauf, dass die gesellschaftlichen Machtverhältnisse nie die Form einer totalitären Schließung annehmen: »Es gibt immer Sprünge und Risse, die zu Geburtsstätten von Veränderungen werden können. Der Macht gelingt es nie, immer und überall das zu erzielen, was sie möchte, es besteht stets die Möglichkeit, die Strukturen und Organisationen der Macht zu verändern« (Grossberg 1999: 62). Und sie kristallisiert sich, das ist genauso wichtig, nicht nur in Institutionen aus; sie prägt auch den ganz gewöhnlichen Alltag der Akteure – und kann daher von jenen angeeignet werden, die ein Interesse an Veränderungen haben und sich für ein Leben einsetzen, das von Freiheit und Selbstachtung, von Unabhängigkeit und Würde geprägt ist.

Damit gerät der Begriff der Bildung auf neue Weise in den Blick. Obwohl die erste Generation der Angehörigen der *Cultural Studies*, die sich in der Erwachsenenbildung engagierte (vgl. Grossberg 1997), lange Zeit kaum einmal explizit zu bildungstheoretischen Fragestellungen publiziert hatte, arbeitete sie doch mindestens implizit daran, diese zu verschieben, und eröffnete so die Möglichkeit zu deren Reformulierung. Nimmt man den Ausgang von pädagogischen Situationen, spürt den Rissen innerhalb der Machtverhältnisse nach, betreibt die Kontextualisierung wie oben beschrieben und vermeidet überdies den Rückfall in eine Subjekttheorie, so lässt sich Bildung neu buchstabieren. Sie wird dann als Ringen um die Erweiterung der eigenen Handlungsmöglichkeiten gedacht, als Streben danach, in ein reflexives Verhältnis zu jenen Kräften zu treten, welche die eigene Identität bestimmen. Das »pädagogische Interesse von Cultural Studies« gilt daher »primär den Bedeutungen und Vergnügen, die Personen und Gruppen helfen können, ihre Interessen zu artikulieren, Freiräume zu entfalten, Fluchtlinien

zu finden und ihre Handlungsmächtigkeit zu erweitern« (Winter 2004: 6).

Die materialen Studien der *Cultural Studies*, die ein breites thematisches Spektrum abdecken, können daher auch als bildungstheoretische Fallstudien gelesen werden: Und dies eben nicht allein dann, wenn die Schule explizit zum Gegenstand gemacht wird, wie dies in Paul Willis' berühmter Untersuchung *Learning to labour* (Willis 1990) geschieht, die nachweist, dass die Arbeiterjugendlichen in den englischen Schulen (ungewollt) ihren Selbstausschluss betreiben. Es gilt auch für kulturelle Praktiken etwa im Bereich der Populärkultur – für eigenwillige Betrachtungen von Soaps, die im Vorabendprogramm laufen, oder kreative Lektüren von Comics, von denen manche neuerdings zu »graphic novels« geadelt werden. In allen diesen Fällen kritischer Artikulation lassen sich auch widerständige Bildungsprozesse erkennen (vgl. Mecheril/Witsch 2006).

Wenn man überdies jene neueren Beiträge innerhalb der *Cultural Studies* berücksichtigt, die davor warnen, in jeder popkulturellen Praxis eine widerständige Handlung zu sehen, und stattdessen mahnen, die Bedeutung ökonomischer Strukturen nicht zu vernachlässigen, hat es den Anschein, als ob sich die beiden hier vorgestellten Theorieprojekte etwas aufeinander zu bewegen. Während sich Bourdieu in seinen späten Arbeiten wieder stärker der Analyse sozialer Praktiken zuwandte und mit der Sozioanalyse eine Interviewtechnik entwickelte, die es den Befragten ermöglichen sollte, durch Einblicke in unverstandene Machtverhältnisse die eigenen Handlungsmöglichkeiten zu erweitern (vgl. Rieger-Ladich 2018b), mehrten sich in den *Cultural Studies* die Stimmen derer, die sich dafür aussprechen, künftig die Makrostrukturen deutlich stärker in den Blick zu nehmen und die Kräfte der Beharrung nicht zu unterschätzen.

So unterschiedlich die Forschungsstrategien sind, beide Unternehmen gehen aus einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Marxismus hervor, beide lenken das Augenmerk auf die Bedeutung der Geschmacksbildung und beide weisen nach, dass in der Debatte um Bildung die Machtverhältnisse ständig neu ausgehandelt werden. Sie nehmen dabei die Reproduktionsstrategien der gesellschaftlichen Eliten in den Blick wie auch die widerständigen kulturellen Praktiken derer, die in dem Modell des sozialen Raums am entgegengesetzten Pol angesiedelt sind. Im einen Fall dient der Erwerb von Bildungstiteln der Absicherung des eigenen Status, im anderen Fall wird damit auf eine widerständige Praxis verwiesen, die sich an einem menschenwürdigen Leben orientiert.

7. Stellvertretung, Bevormundung – und Emanzipation

Klang die Frage der Stellvertretung bei Pierre Bourdieu und den Vertretern der *Cultural Studies* bereits immer wieder einmal an, rückt sie bei den beiden Positionen, die ich nun vorstelle, mehr und mehr ins Zentrum. Sowohl der französische Philosoph Jacques Rancière als auch die in Indien geborene, seit Jahrzehnten in den USA lehrende Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty Spivak werfen die Fragen danach auf, wem in der Öffentlichkeit Gehör geschenkt wird und wie sich Unterdrückung zum Gegenstand der Theorie machen lässt, ohne das, was auf der Objektebene verhandelt wird, in der eigenen Praxis zu reproduzieren. Beiden geht es also um die Möglichkeit einer Theoriebildung, die selbst emanzipatorisch wirkt.

Damit wird nicht nur die Verschränkung von Theorie und Praxis thematisch, sondern auch die kritische Auseinandersetzung mit dem Marxismus. Für Rancière wie für Spivak bleibt Marx eine wichtige Referenz. Allerdings zeigt sich schnell, dass auch sie sich kaum einmal auf dessen Schriften beziehen, um hier Antworten auf drängende Fragen der Gegenwart zu finden, sondern eher das führen, was man eine kritische Zwiesprache nennen könnte. Bisweilen überaus scharf im Ton, fällt diese bei Rancière aus: Er studierte bei Louis Althusser, der in den 1960er Jahren das ehrgeizige Projekt verfolgte, eine neue, »wissenschaftliche« Marx-Lektüre zu entwickeln. Nachdem Rancière sich zu-